

## VIII. Schweizer Winterfahrten.

### 1. Auf's Grindelwalder Eismeer.

Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man sagt, daß das Thal von Grindelwald seinen Namen von den dichten Wäldern und von den zahllosen mit den Bäumen vermischten „Grinden,“ d. h. Felsblöcken erhalten habe, mit welchen es die ersten Ankömmlinge erfüllt fanden, aber gewiß ist es, daß man ihm noch jetzt keinen besseren Namen geben könnte. Dunkle Fichtenwälder, jetzt freilich durch die Art des Menschen wie durch die Lawinen sehr gelichtet, überziehen beiderseits die Felsabhänge des Thals, und die Bäume haben selbst die schroffsten Wände erklimmen. Dies ist sehr natürlich, da der Same der Fichte geflügelt ist und deshalb, von den aufsteigenden Winden gehoben, allmählich selbst in die höchsten Regionen dringt. Aber bewundernswürdig ist es, wie der Mensch ohne alle Fittige und auf nichts Anderem, als seinen tüchtigen Alpenschuhen, ihnen in alle ihre Verstecke nachfolgt und sie von ihren Höhen herabstürzt. Wo nur ein Körnlein Wurzel fassen kann, da stehen sie gerade und unerschüttert, bald auf einem schmalen langen Felsenbände in ganzen Reihen, bald wieder umkränzen sie den Felsen, bald hat sich eine kleine Gruppe auf die Spitze einer abgelösten Kuppe gerettet, oder es steht gar ein einziger allein da, wie eine Fahne auf einem Thurme oder wie eine Schildwache auf ihrem Posten.

Als ich im Grindelwald war, hatte es vor ein paar Tagen

geschneit. Einige Wiesen waren noch mit Schnee bedeckt, andere aber vollkommen grün, und auf diesen lag der Schnee in großen Haufen zusammengerollt, was die Leute gethan, um die Wiese noch zu nutzen. Als ich die Augen erhob, sah ich die Gipfel des Mettenberges, des Wetterhorns und des Eigers, der höchsten Berge, die sich über dem Thale erheben, von der untergehenden Sonne erleuchtet. Sie glühten von der Spitze bis ungefähr auf die Mitte ihrer Masse herab, genau mit der Farbe der Feuerlilien, nur etwas zarter. Einige dunkle Flecke und Streifen, — es waren unbeschnittene Felswände und Felsgipfel, — welche diese Gluth durchbrachen, machten diese Colosse großen glühenden Kohlen ähnlich; den Hauptreiz des Bildes aber bildete der zerrissene Nebelschleier, der gerade im Augenblicke des Sonnenunterganges durchbrochen zu sein schien und wie ein dünner Flor um die Berge schwebte. Zwischen diesen aber, da, wo in einem unerleuchteten Winkel die Nebel noch dichter zusammengezogen lagen, fiel ein ganz dunkles, schönes, reines Blau auf die Gletschermasse hinab, die sich zwischen den Bergen hervordrängte. Diese blaue Farbe der Nebel in der Mitte stand mit den Feuergarben zur Seite in dem herrlichsten Contraste.

Während mein Gefährte unser Fuhrwerk unter Dach brachte und unser Nachtlager bestellte, miethete ich sofort einen Führer und machte noch einen Abendspaziergang zum Gletscher. Dieser brachte mich, noch ehe alle Gluth von den Gipfeln der Berge verschwunden war, zum untersten Kopfe des Gletschers herab und machte mir den Vorschlag, uns zwischen dem Gletscher und der Felswand, an der er anliegt, bis zu dem sogenannten Nellenbalm hinaufzuarbeiten, wobei wir dann hier und da etwas auf den Gletscher hinaufsteigen könnten, um zu sehen, wie die Gewässer auf ihm gewüthet hätten.

Ich ging auf diesen Vorschlag ein, und wir machten uns sogleich auf den Weg. Die Lutschnie kam mit einer erstaunenswerthen

Wassermenge fast wie ein großer Strom unter dem Gletscher hervor, und wir mußten über verschiedene ihrer Arme auf wunderlichen Stegen hinüberbalanciren. Dann gingen wir immer dicht an dem Gletscher hin, dessen Eismassen bald schroffe Mauern bildeten, bald in Spitzen und Nasen hervorstanden, bald Brücken und Bogen schlugen oder von Höhlen und Löchern durchsezt waren, im Ganzen aber den Anblick sehr wilder, verfallener Ruinen gewährten.

Der Wasserstrom, der über den Gletscher hinweggegangen war, hatte eine Menge Steine von ihm hinuntergespült, über die wir Mühe hatten hinwegzukommen. An einer Stelle bildeten sie eine Art Treppe zum Gletscher hinan, die wir erstiegen. Auf einer schrägen Eiswand, zu der wir gelangten, lag eine Decke von Schnee, einen halben Fuß dick. Mein Führer fand, daß sie klebrig und fest genug war, und wir krochen nun auf allen Vieren hinauf, indem wir immer die ganzen Flächen unserer Hände und Füße einsetzten, um jedesmal soviel Schnee als möglich zum Widerstand zu nöthigen. Oben saßen wir nur auf einem Eisriff und fanden von da aus noch so viel Licht auf dem Gletscher, daß mein Führer mich auf einer großen Strecke hin das wilde Eisbett verfolgen lassen konnte, in welchem der Strom hinabschoß. Der Umstände, welche dies ungewöhnliche Zusammenfließen des Wassers verursachten, waren mehrere. So war das Gewölbe, durch welches alle Gewässer des Gletschers ihren regelmäßigen Ausfluß nahmen, eingestürzt und durch gewaltige Eismassen verstopft, und dadurch hatten sich denn alle unterirdischen Gänge, Höhlen und Löcher des Gletschers mit Wasser gefüllt, und dieser war innerlich wie ein Schwamm mit Wasser aufgelaufen. Ein plötzlich eingefallener Föhn mit sehr warmen Regentagen war hinzugekommen, der einen kleinen See, welcher oberhalb des Grindelwaldgletschers am Fuße des Eismeers liegt, bis zum Rande füllte. Dieser See liegt etwa zwei Stunden oberhalb des unteren Endes des Gletschers, und auf dieser ganzen Strecke floß nun ein breiter, schäu-

mender Strom in verschiedenen Absätzen und Sprüngen. Jetzt sahen wir nun leider von dem ganzen Vorfalle Nichts mehr, als den Schmutz und die durcheinandergeworfenen Steinblöcke, über die wir weiter zum Nellenbalm hinaufstiegen, denn der See war bereits geleert.

Dieser Nellenbalm ist eine Höhle oder Nische im Felsen zur Seite des Gletschers, in welcher sich früher eine Kapelle befand. Wir ruheten darin einen Augenblick aus und blickten auf die dunkeln, unbestimmten Massen, die über uns hingen, und die ebenso unbestimmten Zacken und Spalten, die unter uns gähnten, hin. Es war bereits Nacht geworden und Alles mäuschenstill. Auf einmal hörten wir vor uns einen dumpfen Schall und Krach, der wie ein Schuß mitten in diese Ruhe einbrach. „Der Gletscher läßt einen Stein fallen,“ bemerkte mein Führer. Es war vermuthlich einer jener Blöcke, die man oft lange auf den Spitzen der Giebtürme schweben sieht, bis der Augenblick kommt, wo gerade soviel Eis unter ihnen weggeschmolzen ist, daß sie nicht mehr halten können und in die Tiefe hinabfallen. Dem Krach folgte noch ein Gepolter wie ein Echo nach. Vermuthlich hatte der Stein noch einige andere mit hinabgerissen.

Da wir die Gegenstände nicht mehr von einander unterscheiden konnten, so war unsere Rückkehr ziemlich gefährdet, und ich hatte mehrere Male Gelegenheit zu erfahren, wie außerordentlich wohl eine, wenn auch rauhe, doch feste und treue Faust eines kräftigen Bergführers thut, die mir zur rechten Zeit in und unter die Arme griff. Einige Male kamen wir auf so hohe Blöcke, daß ich nicht hinabzuspringen wagte, weil unter ihnen wieder Steintrümmer lagen, in deren Zwischenräumen ich den Fuß zu brechen fürchtete. Mein Führer faßte dann unten Posto, breitete seine Arme aus, wölbte seine Brust kräftig hervor und sagte mir, ich sollte mich nun ohne Weiteres auf seine Schulter und Brust hinabwerfen, er wolle mich schon fangen und halten. Dies gelang jedesmal, und ich

bekam vor der Lichtigkeit meines Führers eine solche Hochachtung, daß ich ihn ordentlich lieb gewann. Auch verdienen diese Leute die Achtung und Liebe des Reisenden in vollem Maße. Sie betrachten ihn als anvertrautes, heiliges Gut, das sie, es koste was es wolle, an Ort und Stelle schaffen müssen. Sie sind sein Stecken und sein Stab. An gefährlichen Stellen binden sie ihn mit Stricken an ihren Leib und gewähren ihm einen Anker, der nie nachgiebt, gehen auch eher mit ihm zu Grunde, als sie das Ankertau kappen. Durch wilde Ströme tragen sie ihn auf dem Arme und sind zuverlässiger als Stege und Brücken. Sinkt er ermüdet nieder, so nehmen sie ihn auf den Rücken und schleppen ihn zuweilen stundenlang unermüdet fest und sicher auf Wegen fort, auf denen es selbst dem leichtfüßigen Achilles schwer geworden sein möchte, fortzukommen. Sie sind aber dem Reisenden noch mehr, als Stab und Stecken, Anker und Brücke, sicheres Maulthier und treuer Hund, sie sind meistens auch Auge und Ohr, auch Lehrer und lebendiges Buch der Gelehrten, aus dem diese unendlich viel köstliche Erfahrung schöpfen. —

Die Gletscher sind eigentlich nur die äußersten und untersten Vorposten und Ausläufer der großen Eismassen, welche Hochebenen der Berge bedecken. Es sind gleichsam die dicken Eiszapfen, welche von den gewaltigen mit Eis und Schnee bedeckten Dächern der Erhebungen herabhängen. Nimmt man an der Seite dieser Eiszacken hinauf, so kommt man dann auf jenes Dach selbst, wo sich die Spaltung in einzelne Theile verliert und Alles eine einzige, zusammenhängende Eismasse zu bilden scheint, die man daher in den meisten Alpengegenden auch wohl Eismeer zu nennen pflegt. Die meisten Gletscher hängen mit ihren Wurzeln irgendwo in einem Eismeere fest.

Zu dem Eismeere des Grindelwaldgletschers gelangt man an der Seite des Mettenberges und kleinen Schreckhorns auf einem Wege, der zwar manche Schwierigkeiten, aber auch vielfaches

Interesse darbietet. Wir setzten uns am andern Tage zu Pferde, um den ersten Theil dieses Weges ohne Ermüdung und Anstrengung zurückzulegen und unsere Kräfte für oben zu sparen, — ein Plan, der sehr vernünftig schien, bald aber zu unserem Schaden ausgefallen wäre. Kaum hatten wir uns ein wenig am Berge erhoben, und kaum gab es einige Felsgräben zu durchsetzen, so stürzte das Pferd meines Reisegefährten mitten zwischen die Blöcke eines solchen Felsgrabens so ungeschickt zusammen, daß wir eine Viertelstunde mit Scheuchen und Schieben zu thun hatten, ehe das Thier wieder zum richtigen Gebrauche seiner vier Beine gelangte. Glücklicherweise war sein vorsichtiger Reiter kurz vor dem Sturze abgestiegen. Nachdem wir dies überstanden, setzten wir uns wieder zu Pferde, weil unsere Führer meinten, wir könnten noch eine gute Strecke bequem reiten. Da kam aber die Reihe an mich und mein Pferd. Dieses lief, wie dies bekanntlich alle Bergpferde zum Entsetzen der Reisenden gewöhnlich thun, immer auf dem äußersten Rande des Weges, was eine Zeit recht gut ging, so lange es die Füße auf festen Grund und Boden setzte. Nun kam aber bald eine kleine Schneelage, die sich über den Rand des Weges ohne feste Unterlage hinausgebaut hatte. Mein Pferd setzte, trotz der Vorsichtigkeit, die man diesen Thieren zuzuschreiben pflegt, ohne Weiteres einen seiner Hinterfüße auf den schwebenden Schnee und stürzte natürlich auch ohne Weiteres zu Boden. Ich fiel glücklicherweise auf die dem Abhange entgegengesetzte Seite und hatte mich schnell aus den Steigbügeln gelöst. Das Pferd hing mit dem Hintertheil an dem grasigen Abhang hinunter, und der Führer machte sich sogleich mit der Peitsche dahinter her, um seinen Anstrengungen, den Weg mit allen vier Beinen zu gewinnen, zu Hilfe zu kommen. Da ich ihm hierbei noch im Wege lag, so arbeitete es mit Knien und Vorderhufen auf meinen Leib los. Ich dagegen wehrte mich mit Händen und Füßen gegen seine Bestrebungen. Der Führer, bloß

durch den möglichen Verlust seines Pferdes erschreckt, peitschte darauf los, und dies mochte für Andere eine sehr komische Scene geben. Wie wir Alle davon kamen, weiß ich nicht zu sagen, doch standen wir nach einigen Augenblicken wieder Alle auf dem Wege, schafften aber hinfort die Bierbeine ab und setzten unsere Reise bloß dreibeinig, wobei ich den Bergstecken mit dafür gelten lasse, fort.

Wir wanderten immer den Gletscher entlang, der uns in einiger Entfernung stets zur Seite und unter uns blieb, und erhoben uns so in anderthalb Stunden auf einem Wege, der an mancherlei interessanten Scenen und Ansichten sehr reich war, bis zu einer kleinen Hütte, die man gebaut hat, wo der Gletscher von Felswänden am engsten zusammengepreßt wird. Je weiter wir hinauf kamen, desto länger streckte sich der Gletscher, und während man von unten, wo man die ganze Länge in der Verkürzung sieht, nur einen dicken Haufen von Eismassen vor sich zu haben glaubt, sahen wir nun hier in der Mitte deutlich genug, daß es ein langer Eisfluß war.

Wir ließen uns in der kleinen, mit Eiszapfen umhangenen Hütte, die wie ein Schwalbennest an der Felswand klebt und senkrecht über dem Gletscher schwebt, eine Weile nieder und setzten dann unsere Wanderung zum Eismeere auf sehr gefährlichen Wegen fort. Der Pfad war manchmal so schmal, daß es kaum Platz genug für einen Fuß gab. Dabei hatte man zur Seite immer die Aussicht auf den Sturz in die Tiefe, von deren dunklen Spalten man sogleich verschlungen worden wäre. Unser Führer rief uns jedoch immer zu, wir sollten nur ganz fest auftreten, dann hätten wir Nichts zu befürchten. Er selbst ging uns hierin mit gutem Beispiele voran, und ich sehe ihn noch jetzt mit seinem festen Schritt, seinen prallen Wade und festen Schuhsohlen uns voranschreiten.

Der Schnee machte uns nicht wenig Mühe, denn er war leider nicht fest und gefroren, sondern weich und nachgiebig. Oben schließt

sich der Gletscher wieder dichter an den Felsen an, und wir konnten hier nun nahe zu ihm herankommen. An einigen aufgebäumten Eisschollen, die wir berührten, war deutlich wahrzunehmen, daß das Eis hier schon ganz anders gebildet war als unten. Es war nicht so blau, vielmehr gefüllt mit unzähligen Blasen und regelmäßig geschichtet.

Während wir dies beobachteten, hatte unser Führer indessen aus dem Schnee, der den Rand des Gletschers bedeckte, ein kleines Bret und einen Baumstamm, der eine Art Leiter bildete, hervorgearbeitet. Das Bret führte uns über einen Gletscherspalt, und die Leiter brachte uns nun vollends auf das Eismeer hinauf. Da Alles mit Schnee bedeckt war, so ging unser Führer immer prüfend und nach Spalten forschend voran, und wir faßten dann auf einem Eisblock Posto, um den Einblick in die innere Eiswelt der Alpen in Ruhe zu genießen.

Es war ein herrlicher, sonnenklarer Herbsttag. Rings um die eisige Fläche, auf der wir uns befanden, standen hohe Berge und Felswände, die das Ganze wie ein Amphitheater umgaben. Im Hintergrunde nur lag eine dunkle Partie, die hohen Biescherhörner, die mit der andern Seite nach Wallis blicken und einen prachtvollen, dichten und geheimnißvollen Wolkenmantel umgeworfen hatten. Es war der Föhn\*), der wie ein Gewitter auf ihrem Gipfel lauerte. Zur Linken blickten wir von der Eisbühne, auf der wir standen, in einen leeren Kessel hinab. Es war das Becken des vor einigen Tagen ausgelaufenen Sees. Jenseits dieses Beckens am Felsen liegt eine kleine Hütte, das einzige zwergartige Nachwerk von Menschenhand mitten in diesem großartigen Gebilde der Natur. Die Hütte heißt Stiereck. Sie dient dem Hirten zum Schutz im Unwetter und zum Magazine für einige Geräthschaften und Heu.

\*) Südwind; der Nordwind heißt Bise.



Zur Rechten aber steigt aus noch höheren Regionen eine Gletschermasse, einem gefrorenen Wasserfalle ähnlich, herab und ebnet ihre Eismassen in der Fläche des Eismeeres aus. Mitten darin, ganz von blauem Eise umgeben, steckt ein collossaler schwarzer Felsen, der eine senkrechte Wand darbietet und daher nie beschneit wird. Die Thalleute nennen ihn die „heiße Platte,“ als wenn dieser Felsen der Hitze wegen keinen Schnee auf seiner Oberfläche dulde. Im Sommer rutschen beständig Eisblöcke, die sich von oben lösen, an dieser Wand herunter.

Dies waren ungefähr die Hauptzüge der wunderbaren Scene, in deren Mitte wir eingetreten waren. Vom Thierleben fanden wir wenige Spuren, denn selbst die Geschöpfe, die in und auf dem Eise und Schnee leben, die sogenannten Eisflöhe, welche in den mit Wasser gefüllten Spalten der Gletscher vorkommen, bedürfen des Sommers und seiner belebenden Kraft, um im Eise auszuhalten. Nur eine kleine Spinne sahen wir auf dem Eise liegen. Ich hielt sie anfangs für todt, doch fand sich bei näherer Untersuchung, daß sie lebte und sich regte. Diese Thierchen gehören zu den gewöhnlichsten Bewohnern der wilden Berghörner. Selbst die höchsten Spitzen der Alpen sind von ihnen umkrochen.

Ganz vom Eise des obern Theils des Grindelwaldgletschers umgeben, liegt ein niedriger Berg am Fuße der hohen Walchhörner, der Zäsenberg genannt. Dieser Berg trägt im Sommer noch so viel Gras, daß es daselbst für 1000 Schaaf Weide giebt. Die Hirten treiben mit ihren Heerden über das Eismeer dahin. Ein ähnlicher, mit Gras bewachsener und ebenfalls rund umher von Eis umgebener Berg heißt die Kalli. Diesen Berg besetzt man mit Ziegen und trennt so beide Thiergattungen, die sich nicht auf einer und derselben Weide vertragen, durch das Eismeer. Beide Berge und beide Heerden stehen unter Aufsicht derselben Hirten, die nun täglich zweimal mit Milchkrügen und sonstigen Geräthschaften über das

Eismeer hin- und herlaufen müssen, um ihre Thiere zu melken und zu besorgen. Im Ganzen ist das Eismeer ziemlich flach und gangbar, aber Spalten wirft es doch auch, und die Leute haben daher häufig neue Umwege zu wählen. Sie haben ihre Hauptniederlassung und Käsefabrik an dem Berge, die Kalli genannt. Man begreift, wie unbequem eine solche Meierei und Milchwirthschaft wird, wenn Nebel und Wolken auf dem Eismeer liegen, und die Milch stundenweit durch Wolken über das Eis herbeigeschleppt werden muß. Uebrigens giebt es auch in der Mitte von andern Gletschern und Eismeeren Berge und Felsen, die mit Gras und Bäumen besetzt sind und im Sommer zu Zeiten ein höchst anmuthiges Lebensbild, eingefaßt in einen breiten Rahmen des Todes, gewähren. Man könnte solche Landstücke Gletscherinseln nennen. So giebt es in den Gletschern des Mont-Blanc eine solche kleine grüne Dase, die so reizend sein soll, daß man sie deswegen „den Garten“ genannt hat.

Da der Schnee in dieser Jahreszeit alle Spalten und Lücken verrätherisch verdeckte, so war es uns nicht möglich, noch weiter in den Eisregionen vorzudringen, sonst hätte ich wohl gern die berühmten Löcher des Gletschers besehen, welche die „Walcher Löcher“ heißen. Wir übten indeß jenen Verzicht um so leichter, da wir schon von dem Wenigen, was uns zu sehen gewährt war, ganz erfüllt und dankbar gestimmt waren.

Als wir wieder zu der kleinen Hütte, die ich erwähnte, herabgelangt waren, kam uns ein Trupp Grindelwalder entgegen, die uns von Weitem zujauzten und denen wir von Herzen antworteten. Denn auf dem Eismeere Menschen zu begegnen, ist ebenso angenehm, als auf dem Salzmeere ein befreundetes Segel zu entdecken. Es waren Thalleute, die in der Stiereck am Zäsenberge noch einen kleinen Borrath Heu hatten. Ihn heimzuholen, ehe Alles verschneite, hatten sie sich mit Stangen, Netzen und Stricken bewaffnet, und

Jeder trug einen Schlitten auf dem Kopfe. Die Schlitten wurden bei der Hütte abgestellt, da sie sich derselben von hier an nur bei der Rückkehr bedienen konnten. Das Heu wollten sie in ihre Netze packen und diese dann über das Eismeer und die verschiedenen gletscherigen Wege, die ich beschrieben habe, auf Kopf und Rücken zu den Schlitten herbeischleppen. Mir schwindelte dabei; den Leuten aber, die durch Uebung an die schwierigen Gebirgspässe gewöhnt sind, schien ihr Vorhaben nichts Gefährliches zu sein.

Weiterhin war nun unsere Rückreise bequemer. Denn wir fanden überall Löcher in den Schnee ausgetreten, in die wir getrost unsere Füße hineinstecken konnten, indem wir dabei den Augen mehr Freiheit geben durften, ihre lustigen Wege über die Naturscenen zu schweifen. Auf dem Kopfe einer Felsspitze, die wie ein Wartthurm am Rande des Gletschers hervorragte, sahen wir im Schnee die Spuren eines Fuchslagers. Diese Erscheinung wiederholte sich auf mehreren Felsspitzen. Deutlich bemerkten wir den Weg, auf welchem Meister Keinecke sich auf seinen hohen Sitz begeben, und sahen oben, wie er sich den Schnee festgetreten, und wie er dort nach allen Seiten hinausgeblickt hatte.

Zum Schluß unserer Reise hatten wir noch eine kleine Gefahr zu bestehen, die uns am Morgen nicht drohte. Die Mittagssonne hatte nämlich den Schnee so locker gemacht, daß er sich hier und da in sehr malerischen Lawinen besonders an der Seite des Eigers herabließ. „Ich rathe Ihnen, meine Herren, sich hier ein wenig in Trab zu setzen und sich nicht mit Gassen zu verweilen. Denn an dieser Stelle könnte wohl um diese Tageszeit sich die eine oder andere Lawine lösen,“ rief uns daher unser Führer an einem Orte zu, wo unser Weg uns gerade an dem Fuße einer steilen Wand des Mettenberges hinführte. In der That wanderten wir hier über tiefe Schneehaufen hinweg, welche am Tage vorher von Lawinen angehäuft waren, und die Leute erzählten uns gleich

nacher im Thale, daß wir kaum den Platz verlassen hätten und um die Ecke des Felsens in die Tiefe hinabgebogen wären, als eine Lawine auf den Weg herabgepoltert sei und unsere Fußstapfen verschüttet habe. Eine Stunde nacher, als wir schon in aller Sicherheit den Kopf aus dem freundlichen Gasthause zum Adler in Grindelwald hinaussteckten, sahen wir selber eine Lawine an derselben Stelle wie einen schönen Wasserfall hinabschießen und bewunderten dieselbe nun mit gemischten Gefühlen. Wir bemerkten nun auch deutlich, wie diese Lawinen entstanden, wie die Schneemassen von einem steilen Dache, das über jener Wand hing, herabschurrten und dann an dem First dieses Daches, in große und kleine Stücke und in Staub aufgelöst, auf den Weg hinabschoffen.

## 2. Ein Abend unter den Gebirgsbewohnern.

Man muß nicht nur selbst sehen, sondern man muß auch hören, was andere Leute, die selbst gesehen haben, sagen. Daher luden wir uns zum Abendessen und zur Flasche Wein eine kleine Gesellschaft von Gemsjägern, Hirten und Bergsteigern zusammen und verplauderten die Zeit mit diesen Leuten über Gletscher, Berggipfel, Gemsen und damit zusammenhängende Dinge auf eine für uns äußerst lehrreiche Weise. Ich hatte gehört, daß der erste Besteiger der Jungfrau, der bekannte Baumann, noch lebe. Und dann hatte man mir schon in Interlaken viel von einem jungen Menschen Namens Michel erzählt, der, obgleich erst 22 Jahre alt, im Grindelwald jetzt der kühnste Gemsjäger und der wildeste Bergsteiger sei, dem Keiner nachlaufen möge. Selbst unser Führer, obgleich er ein sehr tüchtiger Steiger und leidenschaftlicher Gemsjäger war, erklärte, daß er so wenig wie irgend ein anderer mit dem Michel Schritt halten könne.

Die Leute hatten mir so viel von der Unerforschlichkeit des Michel erzählt, daß ich ganz begierig war, ihn zu sehen, und ihn

mit Aufmerksamkeit betrachtete, als er hereintrat. Es war ein junger Mensch von einem Körperbau, der eher unterseht als schlank zu nennen war. Seine Gesichtszüge, obgleich nicht auffallend schön, hatten doch einen edeln Ausdruck, seine Nase war gekrümmt, sein Auge groß und offen, seine Kinntbacken derb. In seiner Haltung lag eine Mischung von Troß und scheuer Verlegenheit. Zuerst blieb er an der Thüre stehen, nach einer Viertelstunde war er jedoch so vertraulich geworden, daß er auf dem Ende unserer Bank Platz nahm.

Als unsere Leute erst etwas warm und zutraulich geworden waren, brachten sie eine Menge Erzählungen von Gemsjagden und Schilderungen von gefährlichen Lagen und Sprüngen der Gemsjäger und auch der Gemsen selbst vor, von denen ich hier einige wiedererzählen will.

Unter den verschiedenen Steinarten, aus welchen die Gebirge bestehen, lieben die Bergsteiger am meisten den Granit, weil seine Oberfläche rauh ist und die Nägel der Bergschuhe leicht darauf fassen, am wenigsten aber den Thonschiefer, weil er bald verwittert oder, wie sie hier sagen, verfault und dann unter den Füßen verrätherisch abbröckelt. Einer unserer Freunde hatte auf einer Gemsjagd das Unglück, in der Hitze der Verfolgung eines Thieres auf einen schmalen Vorsprung von solchem verfaulten Schiefer hinabzuspringen. Der „faule Stein“ bröckelte bei jedem Schritte unter seinen Füßen weg, und dieser Mann sah sich auf der Stelle genöthigt, sich der Länge nach auf dem Vorsprunge hinzulegen, weil er nur so den Druck seiner Last vertheilen und das Abbröckeln vermindern konnte. Der Vorsprung war einen Fuß breit. Oberhalb stieg eine steile Wand empor, und unterhalb ging es tausend Fuß senkrecht hinab. An Rückkehr auf demselben Wege war nicht zu denken, weil er nicht umkehren und auch auf dem faulen Stein keinen festen Fuß fassen konnte, um den ausgeführten Sprung

rückwärts zu machen. Er beschloß daher, vorsichtig auf dem langen Bande hinzukriechen, um zu sehen, ob es nicht vor ihm einen Ausweg gäbe. „Bänder“ nennt man hier schmale Felsabfätze, die sich oft mit einer sich gleichbleibenden Breite sehr weit wie lange Gesimse an den Felswänden hinziehen. Diese Bänder benutzen die Gemsen oft, um darauf zu entschlüpfen, und die Gemsjäger laufen daran hin, wie auf Gallerieen. Unser Mann hatte einen kurzen Stock mit einem Beile bei sich, wie man ihn bei den Gemsenjägern häufig sieht. Er schlug daher vor sich die losen Steinbröckel soviel als möglich weg und kroch dann, wenn er einigermaßen festen Grund gewonnen, ein Stückchen weiter. Da diese Arbeit indeß sehr mühselig von Statten ging, so mußte er zuweilen einige Minuten zu seiner Erholung pausiren und lag dann still am Rande, bis etwa unter ihm ein Stein von selbst sich löste und ihn dann wieder von der einen unsichern Stelle zu der andern jagte. Als er so anderthalb Stunden sich vorgeschoben haben mochte, bemerkte er auf einmal einen flatternden Schatten an dem Felsen hinschweben. Er drehte den Kopf ein wenig nach oben und erblickte einen großen schönen Adler in schußgerechter Entfernung, der sich ihm kreisend näherte und es auf ihn abgesehen zu haben schien. Diese Thiere haben das Auge auf Alles, was sich an den Felsen regt, und sind bereit, Alles Lebende, was sich etwa irgendwo in Noth oder wehrlosem Zustande befinden sollte, anzugreifen, wo möglich im Heranfluge durch Schreck und Flügelschlag in die Tiefe zu stürzen und sich seiner da zu bemächtigen. Der Adler, der den Menschen sich wie einen Wurm am Felsen winden sah, mochte so etwas im Sinne haben. Als er dieses großen Thieres ansichtig wurde, vertauschte mein Jäger seine Todesgedanken auf einmal mit Mordplänen und sann nun, obgleich er seiner eigenen Rettung noch völlig ungewiß war, darauf, wie er den Adler erlegen möchte. Vorsichtig und mit vieler Mühe brachte

er allmählich seinen ganzen Körper auf den Rücken zu liegen, und nach zehn Minuten Arbeit bekam er auch seinen Stützen schußgerecht in die Hände. Mit dem Hinterkopfe klemmte er sich an einen kleinen Felsknollen, mit dem linken Ellbogen drückte er den Felsen ebenfalls, wo er konnte, und das linke Bein schlang er gleichfalls um den Felsen und klammerte sich irgendwo mit den Haken an. Die Theile der rechten Seite hingen mehr oder weniger über den Abgrund hinaus. In dieser Stellung, in der alle Muskeln des Körpers in spielender Spannung und Klammerung begriffen sein müssen, beobachtete er seinen Vogel eine Viertelstunde lang. Ich wollte, ich könnte sagen, er hätte ihn geschossen. Allein das Thier kam leider nicht mehr näher, ließ den Jäger los und nahm, vielleicht durch ein entferntes Geräusch erschreckt, eine andere Richtung. Lange sah ihm unser Freund in der Hoffnung, er möchte wiederkehren, nach, mußte sich aber endlich entschließen, wieder auf seine eigene Rettung bedacht zu sein. Nach dreistündiger verzweifelter Arbeit hatte er sich endlich mit zerfetzten Kleidern und Händen an's Ende des Felsbandes gewunden, wo er einige Sträucher erreichte, mit deren Hilfe er sich auf ein bequemerres Terrain hinaufarbeiten und zuletzt dem Tode völlig entkommen konnte.

Solche schauerhafte Kriechereien kommen auf den Gemsjägerstegen nicht selten vor. Im hinteren Theile des Thales von Lauterbrunnen giebt es einen sehr hohen runden Felsen, dessen Spitze von tollkühnen Wildläufern schon mehrere Male erkrochen worden ist. Denkt man sich etwa 3 oder 4 Pyramiden über einander gehäuft und auf die Spitze dann den Wiener Stephansthurm gestellt, so bekommt man etwa einen Begriff von der Stellung jenes runden Felsens. Er ist vollkommen kahl, und es ist platterdings Nichts darauf zu gewinnen. Etwa 50 Fuß unter seiner Spitze ist an Aufrechtgehen nicht mehr zu denken, allein es

schlängelt sich ein schmales Felsenband wie ein gewundener Gang zum Gipfel hinauf, und auf ihm ist schon mehr als ein Wildläufer, bloß um sich der Sache rühmen zu können, hinaufgekrochen.

Besonders anziehend war es für mich, den Bericht Baumann's über die oberste Krone des Gipfels der Jungfrau anzuhören. Er hatte sich mit 4 oder 5 kühnen Gesellen nach vielen Mühen bis in die nächste Nähe dieses Gipfels emporgearbeitet, als sie entdeckten, daß noch ein kurzes, aber schweres Stück Arbeit zu thun übrig sei. Es hob sich vor ihnen noch eine feste Masse empor, die wie ein Hahnenkamm gestaltet war. Auf der Oberfläche war diese Masse blankes Eis, entweder bestand sie durch und durch aus solchem, oder es war ein Felsenkamm, der mehrere Ellen dick mit Eis belegt war. Auf der scharfen Kante dieses Kammes, der zu beiden Seiten grausig schroff abfiel, zu gehen, war unmöglich. Baumann, welcher der Entschlossenste der Gesellschaft war, setzte sich reitend auf den Rücken des Eises. Mit einem Beile hieb er rechts und links Böcher für seine Füße in die Seiten des Eises und ritt so bis auf den Gipfel hinauf. Dieser war ein vollkommen zugespitzter Eisacken, den er erst mit dem Beile bearbeiten und ausebnen mußte, um für seine Person darauf Platz zu gewinnen. Auf der einen Seite über den Eismeeren des Cantons Wallis, auf der andern über dem Berner Oberlande schwebend, führte er dies aus. Die kühnen Bergsteiger hatten eine eiserne Stange mit einer Fahne von Blech daran mitgenommen. Für diese hieb er ein Loch in's Eis drei Fuß tief ein, steckte sie hinein und keilte das Loch wieder mit Eisblöcken zu. Zwei seiner Gefährten waren ihm bald nachgekrochen; aber erst, als auf die besagte Weise oben ein fester Anhaltepunkt gewonnen war, wagten es auch die Andern nachzukommen und sich alle auf der Spitze zu versammeln.

Die Besteigung der Jungfrau durch Baumann ist die erste und am allseitigsten beglaubigte. Die eiserne Fahne, welche er auf dem



Gipfel besetzte, ist nicht nur von den Bewohnern aller umliegenden Thäler lange Zeit gesehen, sondern auch von Professoren in Bern mit Perspectiven deutlich erkannt worden.

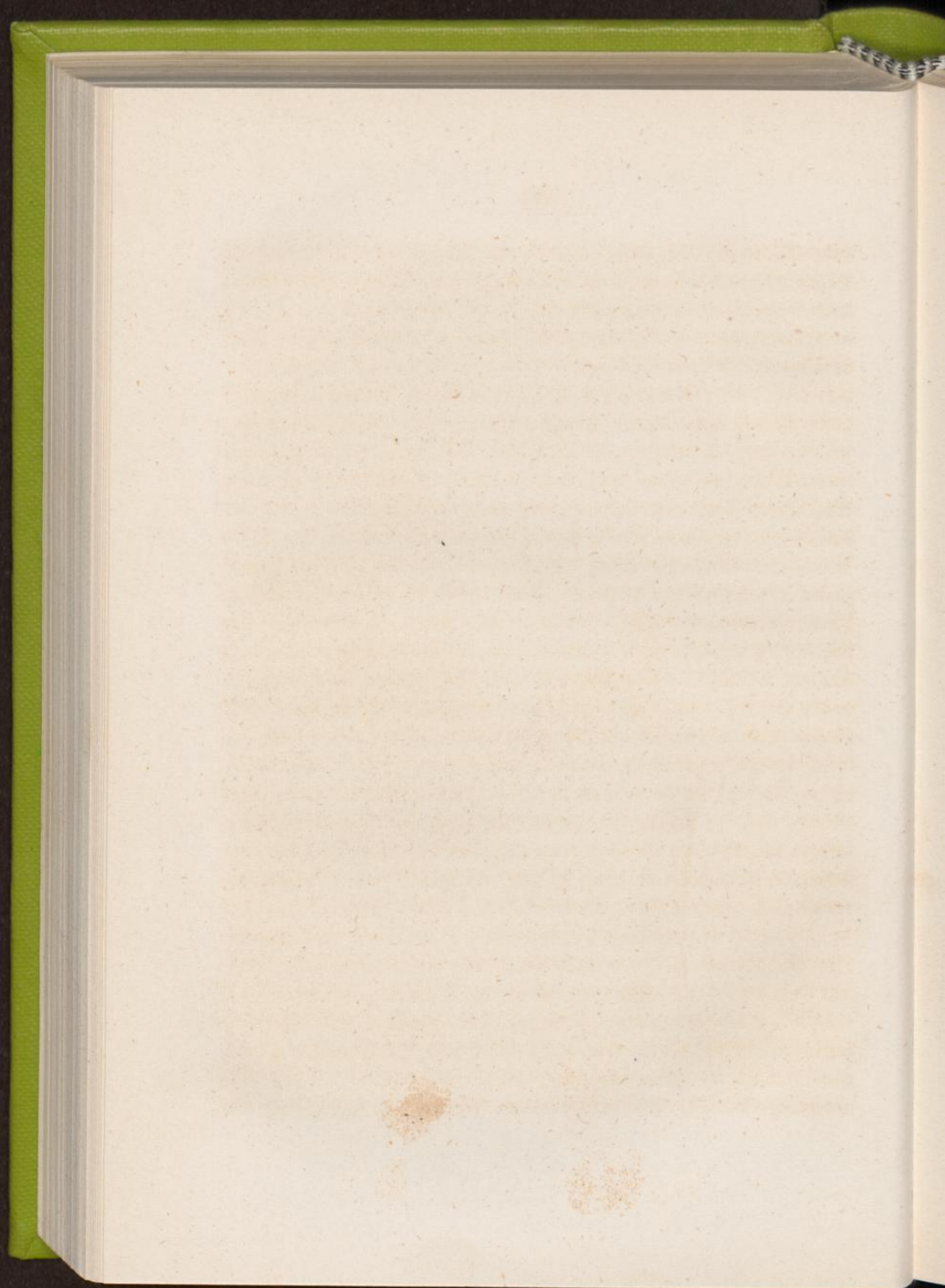
Die Bergsteigekünste, welche Baumann bei seinem Ritt auf die Jungfrau ausführte, sind indeß doch nur verhältnißmäßig bewundernswürdig; anders pflegen die Gemsen und andere Bergthiere zu klettern. Der erste Eindruck, den der Anblick einer Gemse macht, ist freilich Nichts weniger als vielversprechend. Gewöhnlich stehen die Gemsen ganz krummbeinig da und schleifen, wenn sie gehen, ihre schlaffen Füße nachlässig und fast matt hinter sich her. „Sie sehen meistens nur ganz lau aus,“ sagte mir ein Gemsjäger sehr treffend. Sie haben, möchte ich sagen, etwas Katzenhaftes, wenn man sie so vor sich hocken sieht. Gleich Katzen ziehen sie die Beine unter dem Bauche zusammen und scheinen auf der Lauer zu sein, wohin der nächste Sprung genommen werden müsse. Für gewöhnlich muß man sie natürlich ansehen wie Bogen mit schlaffer Sehne; aber erst, wenn man die Bogensehne spannt, erkennt man ihre Güte.

Den Gemseliebhabern glänzen immer die Augen, wenn sie den Augenblick beschreiben, wo die Gemsen einen Feind erkannt haben und plötzlich alle Sehnen spannend und gleichsam alle Segel aufziehend mit Blitzesschnelle über Stock und Block, über Schlund und Klust davonstiegen. Mit einem Satz wissen sie sich oft von demselben Flecke, wo sie lau und schlaff standen, zehn Schuh hoch zu erheben, als wären plötzlich die stärksten Stahlfedern in ihnen in Wirksamkeit gesetzt. Sie können ohne Anlauf bloß durch den Schwung ihrer Knie- und Fußsehnen senkrechte Sprünge machen, die in Erstaunen setzen. Nicht weniger bewundernswürdig ist die Geschicklichkeit, mit der sie sich auf äußerst schmalen Raume drehen. Wo so viel Raum ist, daß sie ihre vier Klauen nebeneinanderstellen kann, da bleibt die Gemse stehen. Ihr Auge und ihre Beurtheilungskraft sind eben so schnell



Farnswort, Girsch, & Kramer Berlin

Ein Gemsjäger in Gefahr.



und scharf wie ihre Füße, und wenn sie auf der Flucht an einen Abgrund kommt, so wirft sie in einem Augenblick den Blick umher und weiß sofort zu beurtheilen, ob der Weg hinab gangbar ist, und wählt dann sogleich die besten Anhaltepunkte, mit deren Hilfe sie sicher in die Höhe oder in die Tiefe gelangen kann. Selten oder nie springt in der Angst der Flucht die Gemse in einen Abgrund auf's Gerathewohl hinab. Auch verläuft sich eine Gemse selten oder nie so, daß sie nicht weiter könnte. Gelangen die Gemsen auf ihrer Flucht an einen unwegsamen Abgrund, so stehen sie einen Augenblick still, und indem ihre Furcht vor dem Abgrunde die Furcht vor den Jägern überwindet, bekommen sie dann vor diesen Muth und kehren in vollem Laufe auf dem Wege, den sie kamen, zurück. Dann werden sie für die Jäger unter Umständen gefährlich, besonders wenn der Weg, auf dem sie hinausgejagt werden, wie das häufig der Fall ist, ein solches schmales Felsenband ist, auf dem nur für wenige Personen Platz ist. Da die Jäger sich gegen den vollen Anlauf der Gemsen nicht halten können, so ist dann das einzige Rettungsmittel, sich so platt als möglich an den Felsen zu drücken, um die Gemsen frei vorbeipassiren zu lassen. Ein Gemsejäger theilte mir folgenden Zug von der Geistesgegenwart einer Gemse mit. Er bemerkte, wie dieselbe sich an einer unter einem spitzen Winkel geneigten Felswand hinabließ. Als sie schon im Fallen war, erblickte sie einen kleinen, bequemen Felsvorsprung, der etwas außer der Richtung ihres Falles lag. Der Jäger sah nun, wie sie mit den Füßen arbeitete und ruderte und fallend eine krumme Linie machte und sich so zu dem Vorsprung hinarbeitete, von wo sie mit drei weiten Sätzen wie ein Gummiball im Nu entkam.

Die Hochalpenbewohner nennen die Gemsen „die Thierle“, weil auf ihren Alpen kein größeres Thier so allgemein und in einzelnen Alpengegenden so ausschließlich verbreitet ist als sie. Der Steinbock kommt nur noch in einem sehr beschränkten Winkel der

Alpen vor. Bären und Wölfe giebt es auf der nordwestlichen Seite der Alpen gar nicht mehr. Auch der Luchs zeigt sich höchst selten. Für Hirsche und Rehe sind die hohen Berge nicht geschaffen, und die kleinen Hasen und Marmelthiere werden neben den Gemsen übersehen.

Die Gämse ist also das einzige Säugethier, welches in manchen Gegenden noch ziemlich häufig vorkommt. Die hiesigen Jäger glauben deshalb auch nicht daran, daß man eine völlige Ausrottung derselben zu fürchten habe. Der Steinbock, meinen sie, habe seine Vertilgung mehr oder weniger selbst verschuldet, denn er sei bei weitem weniger scheu und vorsichtig als die Gämse.

Man unterscheidet bei den Gemsen zwei Gattungen, wie sie mir sagten, die „Gratthiere“ und die „Waldthiere,“ je nachdem sie mehr in den tiefen Wäldern und Thälern oder auf den höheren Bergabhängen oder Gründen leben. Die Gratthiere oder Felsengemsen leben das ganze Jahr auf den höchsten Bergspitzen und kommen selbst im Winter nicht aus den Schnee- und Eisregionen herab. Die Waldthiere hingegen ziehen sich im Winter in die Waldgegenden zurück und kommen, wenn es oben besonders stark wintert und scheint, selbst bis in die tiefsten Thäler und bis zu den Seen in diesen Thälern herab.

Die Gratthiere, einige nennen sie auch wohl „Schneethiere,“ sind etwas kleiner als die Waldthiere, haben dünnere und spitzere Hörner, sind unvergleichlich viel wilder und, da sie immer sehr spärliche Nahrung haben, stets auch magerer, hochbeiniger und schlanker gebildet.

Die Waldthiere sind etwas plumper und dabei weichlicher. Sie bleiben meistens auch im Sommer in den oberen Waldregionen. In Gegenden, wohin Jäger nicht häufig kommen, mischen sie sich sogar nicht selten unter die Ziegen. Die Gratthiere haben dagegen eine unbesiegbare Scheu vor dem Menschen. Ich sah ein solches Thier, das man schon länger als ein Jahr im Käfig hielt und sorgfältig

gefüttert hatte. Dennoch war das ängstliche und scheue Wesen, das es verrieth, als wir uns ihm näherten, fast bewundernswürdig. Es glozte bald den Einen, bald den Andern unserer Gesellschaft mit seinen großen, schwarzen Augen ängstlich an und stand am ganzen Körper zitternd und mit geknickten Beinen, die es sofort zum Sprunge hier- oder dorthin anzog, je nachdem wir eine kleine Bewegung auf der einen oder auf der anderen Seite machten, in der Mitte seines Käfigs.

Ein Jäger, der mir einen Begriff von der Menschenscheu der Gratthiere geben wollte, erzählte mir Folgendes: „Ich ging auf einer meiner Gensjagden auf einer hohen Alpenwiese hin und kletterte dann einen steilen Felsenabsatz hinauf. Als ich oben war und auf jene kleine Wiese zurückblickte, sah ich eine Gensje daher kommen. Ruhig und nichts Böses ahnend näherte sie sich den Fußstapfen, die ich im Grase zurückgelassen hatte. Auf einmal, als sie diese Fußstapfen erreichte und die Bitterung bekam, schien es, als wäre sie vom Blitze getroffen. Ihre Beine knickten ein, und sie stürzte, von Schrecken ergriffen, einen Augenblick auf dem Grase wie todt zusammen, hatte sich aber in demselben Augenblicke wieder aufgerafft und schoss leidenschaftlich über die Felsengründe, welche die kleine Wiese von den untern Regionen trennten, wie ein Pfeil hinweg, ehe ich Zeit hatte, mich ihr auf Schußweite zu nähern.“

Der Geruch des Menschen erschreckt, wie alle Jäger sagen, die Gensjen noch weit mehr als sein Anblick. Wenn ein kleiner Trupp von Gensjen die „Bitterung vom Jäger“ bekommt, ohne ihn zu sehen, so gebärden sie sich wie wahnsinnig, weil sie sich nahe bedroht fühlen, ohne zu wissen von welcher Seite die Gefahr kommt. Sie springen auf, sie laufen hin und her, recken die Köpfe nach allen Seiten in die Höhe, machen Sprünge die Felsen hinunter und wieder hinauf, bis sie den Jäger irgendwo entdeckt haben. Haben sie dies, so sind sie etwas beruhigter, weil sie jetzt ihre Maßregeln nehmen

können. Sie fassen ihren Feind nun in's Auge. Rührt er sich nicht, so bleiben auch sie nicht selten in ihrer Stellung. Bewegt er sich aber nach einer Seite, so entschlüpfen sie rasch nach der entgegengesetzten.

Zuweilen ereignet es sich, daß ein Jäger gerade in dem Augenblicke, wo er hinter seinem Verstecke hervorblickt, von den Gemsen entdeckt wird. Zieht er sich dann ungeschickter Weise gleich wieder hinter seinen Busch oder Felsen zurück, so ist ihm das Wild verloren. Denn die Thiere wissen nun, wo der Jäger steckt, und da er sich wieder verbarg, so fürchten sie umgangen zu werden, und machen sich daher aus dem Staube. Nimmt aber der entdeckte Jäger, sofort sich fassend, die Unbeweglichkeit einer Bildsäule an, so blicken die Gemsen oft lange nach ihm hin, und hat er noch einen unentdeckten Begleiter bei sich, so kann er sie auf diese Weise wohl so lange festhalten, bis es diesem gelungen ist, sich den Thieren auf Umwegen zu nähern.

Zuweilen benutzen die Jäger jene Weise der Gemsen so: sie machen aus ihren Kleidern eine Figur, hängen ihren Rock über den Alpenstock, stülpen ihren Hut darüber und stecken das Ganze auf einer hervorragenden Stelle in den Boden; sie selber schleichen oder kriechen dann, während die Gemsen ihre ganze Aufmerksamkeit auf jenen Popanz richten, durch das Gebüsch auf Schußweite zu ihnen heran.

Es scheint also, als könnte das Auge der Gemsen leichter getäuscht werden als ihr Geruch, dessen Empfindlichkeit die Jäger zwingt, gar viele Rücksichten zu nehmen. Daß sie den Wind beobachten und immer suchen müssen, den Gemsen in einer Richtung zu nahen, welche der des Windes entgegengesetzt ist, versteht sich von selbst und ist bei vielen Thieren nöthig. Aber sie müssen auch sogar auf Schatten und Sonnenschein Rücksicht nehmen. Jagen sie die Gemsen auf der Sonnenseite der Berge, so müssen sie sie von oben beschleichen, weil die erwärmte Thalluft dann in die Höhe streicht und den Gemsen alle Gerüche von unten zuführt. Auf der Schat-

tenseite der Berge fallen dagegen die kälteren Luftschichten herunter und führen den Geruch des Jägers nach unten, daher er in diesem Falle die Gemsen von unten herauf erreichen muß.

In der Regel werden sonst die Gemsen leichter von oben herab beschlichen, weil sie gewöhnlich die Gefahr von unten erwarten, und ihre Wachen, die auf hohen Felsen stehen, daher häufiger die Augen auf das Thal und die tieferen Gegenden gerichtet haben.

Es scheint, als ob dem männlichen Geschlechte in der ganzen Natur neben großem Muth auch ein gewisser Mangel an Vorsicht eigen sei, während das schwächere Geschlecht neben größerer Furchtsamkeit auch größere Klugheit besitzt. Dies scheint auch bei den Gemsen der Fall zu sein, und vermuthlich ist dies die Ursache, daß man weit mehr Gemsböcke schießt und fängt als Gemsziegen. Die Jäger behaupten, daß unter zwölf Gemsen, die sie erlegen, wenigstens sieben bis acht Böcke sind. Die vier lebendigen Gemsen, welche ich in meinem Leben in der Gefangenschaft gesehen habe, waren alle männlichen Geschlechts; und ein hiesiger Gemsenfreund hat ohne Mühe der Reihe nach vier lebende Gemsböcke erlangt. Es ist ihm aber bisher noch nicht gelungen, sich, wie er es wünscht, eine Ziege zu verschaffen.

Die Schildwache, welche bei den Gemsen ausgestellt wird, ist auch gewöhnlich eine weibliche Gemse (eine Geis). Die trotzigen Böcke sind viel gleichgültiger bei der Bewachung. Auch ist der Anführer eines Gemsentrupps beim Rückzuge immer eine Geis. Die Jäger nennen sie die „Führgeis.“

Die Jäger behaupten, es bedürfe nach der Geburt nur weniger Augenblicke, um den kleinen neugeborenen Gemsen alsbald die ganze Elasticität ihrer Muskeln zu geben. Die Mutter beleckt sie und rollt sie mit ihren Hörnern und der Schnauze ein paarmal im Grase herum; rasch erheben sich dann die Thierchen auf ihren vier Beinen, besinnen sich und hüpfen davon.



So bewundernswürdig die Springkünste der Gemsen auf dem gebrochenen Terrain der Felsen sind, so können sie es doch auf der Ebene weder mit dem Hasen, noch mit dem Hirsche, noch mit dem Hunde aufnehmen. Gerathen sie auf große ebene Strecken, so werden sie leicht die Beute der Jagdhunde. Sie gehen auf der Erde wie Cavalleristen, die vom Pferde gestiegen sind.

Eine gefangene Gemse, die ich einmal in den Alpen eine Zeit lang in meiner Nähe hatte, und die einen großen Stall bewohnte, verließ daher jedes Mal, wenn wir ihr nahten, sogleich den ebenen Boden und sprang in eine Krippe oder auf ein Fenstergesims oder sonst auf einen hohen Vorsprung, den sie einstweilen als Felsen gelten ließ. Ebenso suchen die Gemsen auch auf der Jagd, wenn man sie mit Hunden verfolgt, die Höhen der Felsen zu gewinnen. Haben sie sehr schroffe Felspitzen erreicht, so zeigen sie sich ziemlich beruhigt, als wüßten sie wohl, daß der Hund sie dort nicht erreichen kann. Werden sie aber von einem Hunde an Stellen überrascht, wo sie ihm nicht mehr ausweichen können, so setzen sie sich gegen ihn zur Wehr, indem sie sich durch eine Felswand oder einen Baum den Rücken decken. Der Hund bleibt in diesem Kampf keineswegs immer der Sieger. Die Gemse schlägt ihm nicht selten den Bauch auf; denn obwohl ihre Hörner stark gekrümmt sind, so weiß sie doch von den versteckten Spitzen derselben sehr geschickt Gebrauch zu machen.

Keineswegs entweichen die Gemsen, wenn sie fliehen, stracks in unerreichbare Ferne; gewöhnlich halten sie vielmehr irgendwo in der Nähe wieder an, so daß man den Gemsentrupp lange verfolgen und von Fleck zu Fleck jagen kann.

Nicht selten aber haben die Thiere irgend einen Zufluchtsort in der Nähe, den sie als sicher für sich und als unerreichbar für den Jäger kennen. So zeigte mir z. B. ein Jäger am Rande des auf der Nordseite des Wetterhorns herabhängenden Gletschers eine

Höhle, zu welcher sehr häufig die Gemsen, welche auf dieser Seite des Wetterhorns gejagt werden, entschlüpfen.

Die Schliche und Künste der Jäger sind mannichfaltig. Eine Krieglifft aber habe ich bei einem Winteraufenthalte in den Alpen beobachtet, die ich noch nirgends erwähnt fand, und die darin besteht, daß die Jäger, wenn Schnee gefallen ist, sich weiß kleiden, so wie sie im Sommer auf grüne oder graue Kleidung halten. Sie ziehen nämlich auf den Winterjagden ihr Hemd über den Rock statt darunter.

Wenn die Gemsen nicht gleich tödtlich getroffen werden, so gehen die raschen Thiere noch mit der Wunde oder der Kugel im Leibe davon und verhauchen ihr Leben erst an einem entfernten Orte, wo der Jäger, der seine angeschossene Beute nie aufgibt, sie zuweilen erst nach tagelangem Suchen findet.

Es ist das gewöhnliche Schicksal der armen bloß angeschossenen Thiere, daß sie an irgend einem Abhange, bei dem sie dann den unverfehrt gebliebenen nicht folgen können, hinabstürzen. Zuweilen werden sie an den Felsen so zerschmettert, daß der Jäger, der ihnen nachklettert, von ihnen nichts Brauchbares mehr findet, als einen Schenkel oder die Hörner.

Aber, was schrecklicher zu sagen ist, auch der Jäger hat oft ein gleiches Loos. In einem meinem Aufenthaltsorte benachbarten Thale stürzte voriges Jahr von einer graufigen Höhe der Engelhörner ein Gemsjäger herab, dessen Gehirn, Fleisch und Knochen dermaßen an den Felswänden zerstückelt waren, daß man nicht so viel von ihm wieder zusammenfinden konnte, was der Beerdigung werth gewesen wäre.

Man hat oft erzählt, daß die Gemsjäger den Aberglauben haben, das Trinken des warmen Blutes der Gemsen stärke gegen Schwindel und stöße einen rechten Gemsjäger- und Berggeistermuth ein.

Dies ist nicht bloß eine Sage.

Ein Gemsjäger zeigte mir ein kleines ledernes Trinkgefäß, das er zu diesem Zwecke auf seinen Jagden immer bei sich trug. Ich fragte ihn, wie das Blut schmecke. „Wie warme Milch,“ sagte er. Zuerst habe ihn sein älterer Bruder das Blut gegen den Schwindel zu trinken gelehrt, und es habe ihm anfangs Etwas widerstanden. Jetzt aber trinke er es gern und aus Wohlgeschmack. Er finde, es stille nach einer hitzigen und anstrengenden Jagd besser als alles andere Getränk den Durst.

Die meisten Gemsen fallen wohl dem Jäger zum Opfer. Doch gehen auch manche durch die Lawinen zu Grunde.

Es giebt auf den hohen Bergen hier und da einzelne große Tannen mit breitem Gezweige, welche die Hirten „Schirmtannen“ nennen. Unter diesen Schirmtannen, deren Schatten im Sommer die Schafe und Ziegen benutzen, versammeln sich die Gemsen im Winter häufig, um Schutz gegen Kälte und Sturm zu finden. Hier pflegen sie sich eine Art von Lager zu bereiten, indem sie den Schnee niedertreten und Futter zusammenschleppen. Haben sie einmal unter einer Schirmtanne oder im Schutze eines Felsens oder einer Höhle Posto gefaßt, so bleiben sie gewöhnlich den ganzen Winter da. In der Regel haben sie in der Nähe eines solchen Platzes eine kleine Quelle, die nicht zufriert, und an deren Ufer immer etwas Grünes zu finden ist, vielleicht auch einen Felsen, an dem Bergsalz ausschwitzt, das sie besonders gern lecken, und das einen Theil ihrer Winternahrung ausmacht. Auch die Eiszacken belecken sie häufig, an deren Oberfläche man gewöhnlich einen salzigen Anhauch findet.

Von ihrem Lagerplatze aus bilden nun die Gemsen im Verlaufe des Winters zu allen jenen Punkten Wege hin, auf denen sie ihre täglichen Gänge ausführen. Jedoch sind diese im Winter natürlich immer viel kürzer als im Sommer, wo ihnen die Wege durch Schnee und Eis nirgends versperrt sind. Wenn sehr hoher Schnee

fällt, vermögen indes die armen Thiere weder ihre Wege, noch ihre Lagerstätten davon frei zu halten, und ihre ganze kleine Gesellschaft kommt dann zuweilen vor Hunger um.

Ein Jäger erzählte mir, er habe einmal im Frühling unter einer großen Schirmtanne fünf eingeschneite und verhungerte Gemsen gefunden. Sie hatten den Schnee unter dem Baume überall niedergetreten. Außerhalb der Zweige desselben aber war er ihren Kräften zu mächtig und zu hoch gewesen. Die Rinde und die Nadeln des Baumes hätten sie rund herum benagt. Aber der Schnee habe länger gelegen, als diese Nahrung vorgehalten.

Die Gemsjäger behaupten allgemein, daß im Winter auch Erde und verwitterte Steine eine sehr gewöhnliche Nahrung der Gemsen abgeben. Namentlich sollen sie viel verwitterten Thonschiefer verschlingen, und im Magen der Grattthiere, die im Winter geschossen werden, findet man immer eine ziemliche Quantität solchen Gesteins.

Zuweilen sind ihnen bei ihrer so schwierigen Ernährung im Winter die Winde behilflich, die immer hier und da auf den Spitzen und Ecken der Berge ein kleines Stückchen Rasenlandes von Schnee entblößen und zur Aesung frei halten. Auch wissen die Gemsen Moose und andere Kräuter, welche die Schneelage erhielt, mit ihren schaufelähnlichen Klauen geschickt hervorzugraben.

Im Winter, wo jeder kleine Fleck nur wenig Nahrung und Raum gewährt, leben die Gemsen mehr zerstreut als im Sommer, wo sie sich zu größeren Trupps zusammenthun. Meistens sieht man dann nur vier oder fünf bei einander. Doch hat auch jeder dieser kleinen Wintertrupps seinen Anführer, seine „Führgeiß,“ die gewöhnlich auch, wie die Jäger sagen, die Stelle des Winterlagers auswählt und bestimmt.

Ihr Pelz ist, wie der fast aller Thiere, im Winter schöner als im Sommer. Im Sommer haben sie eine schmutzig dunkelgelbe

Farbe. Im Winter aber werden sie bis auf wenige Stellen der Haut, welche gelb gezeichnet bleiben, fast ganz schwarz. Doch ist dabei auch noch der Unterschied zwischen den Grat- und Waldbhieren, daß diese früher schwarz werden als jene.

Die Gemsen lieben vor allen Dingen die frische Luft und die Kälte, an die sie in ihren Höhen von Jugend auf gewöhnt sind. Letztere scheint ihnen fast in ebenso hohem Grade Bedürfniß zu sein, wie den Eisbären. Man findet sie an warmen Sommertagen oft auf dem Eise der Gletscher ausgestreckt, um sich zu kühlen.

So viel von dem, was mir die Gebirgsbewohner von den Gemsen und ihren Erlebnissen mit denselben mittheilten, und was ich aus eigener Erfahrung sammelte.

Nachdem wir uns darüber ziemlich lebhaft unterhalten hatten, schieden meine neuen Bekannten von mir, und ich entließ sie unter dem Versprechen, mich recht bald wieder zu besuchen.

### 3. Ein Ausflug in's Oberhasli \*).

Im Winter giebt es zwischen uns und den Thälern oberhalb des Brienzner Sees keine andere Verbindung als die, welche ein kleines, täglich über den See fahrendes Boot und ein schmaler, felsiger Fußsteig, der am Nordufer des Sees hinläuft, gewähren können. Auch diese letztere Verbindung ist zuweilen im Frühling, wenn wilde Waldbäche den Fußsteig ungangbar machen, abgeschnitten, und die Thalbewohner sind dann ganz auf sich selbst beschränkt.

Ich zog es diesmal vor, den Fußweg zu betreten. Er führte mich am Nordufer des Brienzner Sees entlang nach dem Dorfe Ebligen, das in dieser Gegend seiner Adlerjagd wegen berühmt ist.

---

\*) Das Haslithal an der oberen Aar, südlich von Brienz, ein Theil des Berner Oberlandes.

Die Jäger des Ortes schießen die Adler in einer sehr wilden Felspartie, die eine Stunde oberhalb ihrer Wohnungen in der Höhe des Bergrückens steckt, der den Brienzee See umgiebt. Da ich schon viel von dieser Adlerjagd gehört hatte, so beschloß ich, den Rest dieses Tages zur Besichtigung dieser Felsenpartie zu verwenden, und wir luden einen jungen Mann, den man uns als den glücklichsten Adlerjäger des Dorfes bezeichnete, ein, uns zu begleiten. Wir stiegen mit ihm durch die Wiesen- und Waldregion zu jener wilden Felsenpartie hinauf.

Die Adler nisten fast immer nur in den höchsten und unbewohntesten Gebirgspartien und halten sich während des Sommers auch nur innerhalb der Grenzen dieser Gegenden auf. Nur im Winter, wo die Murmelthiere sich in ihren Höhlen verkriechen, wo die Gemsen, Hasen und andere Thiere sich in tieferliegende Gegenden herabziehen und die hohen Weiden von Schafen und Ziegen verlassen sind, kommen auch die Adler und Lämmergeier in tiefere Thäler herab, ihre Nahrung zu suchen. Im Sommer haben sie, wie man sagt, die höheren Berggegenden in Districte abgetheilt, deren jeder von einem anderen Paare gleichsam beherrscht und besagt wird. Die unteren Gegenden aber besuchen sie, wie es scheint, im Winter ohne eine solche Abtheilung. Der Winter ist daher die eigentliche Zeit der Jagd dieser Thiere, da sie sich nun mitten unter die Menschen hinabwagen. Wie alle Thiere in der Natur haben sie ihre Lieblingsplätze, zu denen sie jährlich ganz regelmäßig wiederkehren. Daher erklärt es sich denn auch, warum die Bewohner einiger Dörfer einen besonderen Ruhm als Adlerjäger erreicht haben. Im ganzen oberen Arthal sind von jeher keine berühmteren Jäger gewesen, als die des genannten Dorfes Ebligen am Brienzee See. Ihre Berge haben beständig im Winter warmen Sonnenschein. Der Schnee schmilzt frühzeitig weg, und zu gleicher Zeit sind sie so gestaltet, daß die Adler die

auf ihnen hingelegte Beize leicht bemerken können. Die Oblicher Adlerjäger tragen aber auch Sorge, daß ihren Vögeln das ganze Jahr hindurch auf ihren Bergen der Tisch gedeckt sei. Selbst im Sommer hängen sie gefallene Ziegen oder Schafe, oder auch wohl ein paar Stücke von einem Pferde hoch in die Bäume, von denen einzelne große auf dem erhabenen und weit umher sichtbaren Bergabhänge stehen. Im Winter wird dann aber die Beize nicht mehr an die Bäume gehängt, sondern am Boden befestigt. Dazu wählen sie ein möglichst flaches Bodenstück aus. Mit hölzernen Pfählen nageln sie das Fleisch an den Rasen fest, weil sich der Adler von dem flachen Boden nicht so leicht erheben kann. So sahen wir an einigen Orten den Rasen mit halbverfaulten Ziegen gespickt. Auch baumelte noch an einem großen Tannenbaume ein Gerippe. Zuweilen braten sie wohl auch eine Kaze und befestigen sie an den Boden. Das Fleisch derselben soll der Adler in außerordentlich weiter Ferne wittern können, und es scheint, daß die Leute es für die beste Beize halten. Wie die meisten Jäger hier in den Bergen, sind auch diese Adlerjäger gewöhnlich mit Fernröhren, die sie „Feldspiegel“ nennen, versehen. Sie treten daher, wenn sie Adler erwarten, häufig auf die Lauben ihrer Häuser hinaus und beobachten ihre Beizplätze. Sie haben zwar von da eine Stunde durch Felsen und Wälder zu klettern; aber wenn der Adler sich einmal auf dem Fraße niedergelassen hat, so steigt er nicht so leicht wieder auf, bleibt stundenlang darauf sitzen und läßt den Jägern Zeit, ihn zu beschleichen.

Die Oblicher schießen alle Arten von großen Raubvögeln, kleine Fischadler, die am Brienzer und Thuner See sehr häufig sind, Steinadler, große Königs- oder Goldadler und auch Lämmergeier, welche beiden letzteren die seltensten und edelsten sind. Wenn sie einen großen Königsadler oder Lämmergeier geschossen haben, so pflegen sie damit in ihrem Dorfe herumzugehen und ihn zu

zeigen und empfangen dann von manchem Ziegen- und Schafbesitzer, der ein solches gefürchtetes Raubthier mit Freuden todt erblickt, einen Bagen. Zuweilen verkaufen sie ihn auch an Frauen, die damit von Dorf zu Dorf herumziehen und den Hirten ihren Feind für Geld zeigen. Welche Gefräßigkeit und Verwegenheit diesen Vögeln innewohnt, mag man daraus schließen, daß die hiesige Landesregierung für die Erlegung eines solchen Lämmergeiers oder Königsadlers nur um die Hälfte weniger „Schützgeld“ (Schießprämie) bezahlt, als für einen Bären, nämlich 20 Schweizerfranken, während für die Erlegung eines Bären 40 Schweizerfranken bezahlt werden. Die Lämmergeier werden von allen als die schlimmsten und grimmigsten ausgegeben, und die Königsadler scheinen ihnen wenig nachzustehen. Obgleich sie nur durch ihre Federn groß erscheinen und ihr ganzes Muskel- und Knochengebäude sammt Schnabel, Krallen und Federn kaum 15 Pfund wiegt, so ist doch kein Thier in den Alpen so groß, dem sie nicht unter Umständen zu Leibe zu gehen wagten. Sie stürzen sich, wie es scheint, auf alles Lebendige herab, auf Hunde, auf erwachsene Menschen und sogar auf Ochsen und Kühe. Noch neulich zeigte mir ein Jäger seinen großen, starken Hühnerhund und dabei einen Adler, den er hatte austopfen lassen. Dieser Adler war hoch aus der Luft auf den Hund herabgestoßen; der Jäger aber erlegte ihn, noch ehe er seine Beute erreichte. Sein Hund hatte sich dabei, als er den Adler gewahr wurde, erschreckt zu seinem Herrn zurückgezogen. Von den Ochsen und Kühen haben mir mehrere Jäger versichert, daß, wenn sie etwa an gefährlichen Stellen zwischen Felswänden und Abgründen grasten, nicht selten Königsadler oder Lämmergeier auf sie herabgeschossen seien, weniger jedoch, um sie geradezu anzugreifen, als um sie durch den Stoß und ihren mächtigen Flügelschlag zu erschrecken, zu verwirren und wo möglich in den Abgrund hinabzustürzen, wo sie sich ihrer dann bemächtigen



könnten. Von Abenteuern, die er mit Adlern und Lämmergeiern bestanden, kann fast jeder Gemsjäger der höhern Alpengegenden erzählen, wie sie ihn, wenn er sich in gefährlichen Lagen befunden, umflogen oder, wenn er auf Felsspitzen ausgeruht, in seinem Schlafe beunruhigt hätten. Die Leute setzen dann bei dem Vogel sehr gewöhnlich die Absicht, sie in die Tiefe zu stürzen, voraus. „Sie wollen uns in solchen Fällen herabfliegen,“ sagen sie. Zuweilen mag es ebenso viel Dummheit und Neugierde als Berechnung und Verwegenheit bei den Geiern sein, denn in den Gegenden, in welchen sie gewöhnlich leben, bekommen sie selten einen Menschen zu sehen und können daher seine Kraft und Gefährlichkeit nicht schätzen. Daß der Lämmergeier unerwachsene Menschen wirklich angreift und fortschleppt, mag zwar von Vielen noch als eine bloße Sage betrachtet werden. Allein wer unter den Alpenbewohnern eine Zeit lang gelebt hat, dem kann kein Zweifel darüber bleiben. In demselben Orte, in welchem ich jetzt wohne, lebte noch bis vor wenigen Jahren eine Frau, die als sechsjähriges Mädchen das Schicksal, von einem solchen Vogel entführt zu werden, erlebt hatte. Er hatte sie eben auf einem Felsen niedergesetzt, als benachbarte Hirten das Geschrei des Mädchens vernahmen und es noch zur rechten Zeit aus den Klauen des Thieres erretteten. In Mürren zeigte man mir eine unzugängliche Felsenpartie, welche diesem hohen Bergdorfe gerade gegenüberliegt, und an der man noch lange den rothen Rock eines kleinen Mädchens gesehen hat, das ein Lämmergeier dort verzehrte. Er hatte es in der Nähe jenes Dorfes gepackt, über das tiefe Lüschnen-Thal hinüber geschleppt und an den besagten Felswänden bis auf die Kleider verzehrt. Ein dritter Fall dieser Art wurde mir in einem Dorfe am Brienzler See über einen Knaben erzählt, den ebenfalls ein Geier entführt hatte, und dessen Schädel und Knochen man zwischen den Felsen erst nach mehreren Monaten wiederfand. Ein

Jäger, der sie entdeckte, packte diese traurigen Reste in seinem Schnupstuche zusammen und überbrachte sie den Eltern. Dies sind drei Fälle aus meiner Nachbarschaft, die sich innerhalb der letzten 100 Jahre ereigneten. Sollte man einmal aus allen versteckten Thälern der Alpen alle Fälle zusammenrechnen, so möchten wohl auf jedes Jahr einige kommen. Der Berwegene überschätzt seine Kraft oft; so geht es auch dem Lämmergeier. Vor einigen Jahren, so berichtete mir mein Jäger von Gbligen, habe sich ein Geier auf ein großes fettes Schaf geworfen und dasselbe in die Luft gehoben. Da das Thier ihm aber doch zu schwer geworden, habe er sich mit ihm wieder niedergelassen, und weil er seine Klauen nicht schnell genug aus der Wolle habe befreien können, so hätten sich die Schäfer mit Knüppeln über ihn hergemacht und ihn auf dem Rücken des Schafes erschlagen. Man erzählt sich oft von gefangenen Tigern oder Löwen, wie sie ihre Taten so fest in das Fleisch von Menschen schlugen, daß man sie durch keine Gewalt losbringen konnte und gezwungen war, sie herauszuschneiden. Ganz etwas Aehnliches erzählte man mir hier von den Klauen des Geiers. Ein Jäger, sagte man mir, näherte sich einst unvorsichtig einem Geier, den er, ohne ihn zu tödten, durch einen Schuß bloß zu Boden gestreckt hatte. In dem Augenblicke aber, als er ihn ergreifen wollte, hob sich das Thier auf und schlug seine Fänge so fest und krampfhast in die Waden des Jägers, daß keine Gewalt im Stande war, sie loszubringen. Man mußte das Bein des Geiers abschneiden und nachher alle Krallen einzeln aus den Wunden hervorziehen. Um mir einige Anhaltspunkte in Bezug auf die Häufigkeit des Vorkommens der großen Adler und Lämmergeier zu geben, erzählte mir der Adlerjäger, welcher mich begleitete, als etwas Großes, daß er jeden Winter wohl zwei oder drei große Raubvögel schösse. Ich kenne hier Jäger, die fast den ganzen Tag auf der Jagd liegen und doch, obgleich sie keine

Gattung Thiere von ihrer Verfolgung ausschließen, nur zwei Mal in ihrem Leben das Glück hatten, einen Adler zu schießen. Weil der Königsadler und der Lämmergeier sich den Rang in den oberen Lüften ebenso streitig machen, wie der Löwe und der Königstiger auf der Erde, so habe ich die hiesigen Kenner solcher Dinge oft befragt, welcher von beiden Vögeln ihren Beobachtungen zufolge in höhere Regionen sich erhebe. Danach scheint es mir, daß sie fast Alle glauben, der Königsadler fliege höher als der Lämmergeier. Ein Jäger im Grindelwald sagte mir, er habe einen Königsadler über die drei Spitzen des Wetterhorns, des Mettenhorns und des Eigers hoch wegsiegen sehen. Diese Spitzen sind fast alle über 12,000 Fuß hoch, und die Luft muß daher dort schon merklich verdünnt sein.

Indem wir so im Gespräche auf der Ebliger Adlershöhe uns gegenseitig mittheilten, was wir von den Beherrschern der Lüfte gehört hatten, war der Abend herangekommen, und ich hätte mir die Flügel eines Vogels gewünscht, um auf einem sehr kurzen Wege mein Nachtquartier in Brienz zu erreichen. Doch sollte uns die Ruhe, die unser dort wartete, noch durch einen ziemlich mühsamen und langwierigen Bergpfad, den wir hinabklettern mußten, verüßt werden, und wir kamen dort zur Zeit des Abendessens hungriger als Adler und Raben an, denen auch in den rauhesten Gebirgen die Reisen so mühelos und leicht sind, wie dem Menschen nur in den Ebenen, wo er Eisenbahnen bauen kann.